

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Viereck, Paul: Wald und Forst. Die Perleberger Stadtforst im Wandel der Zeit.

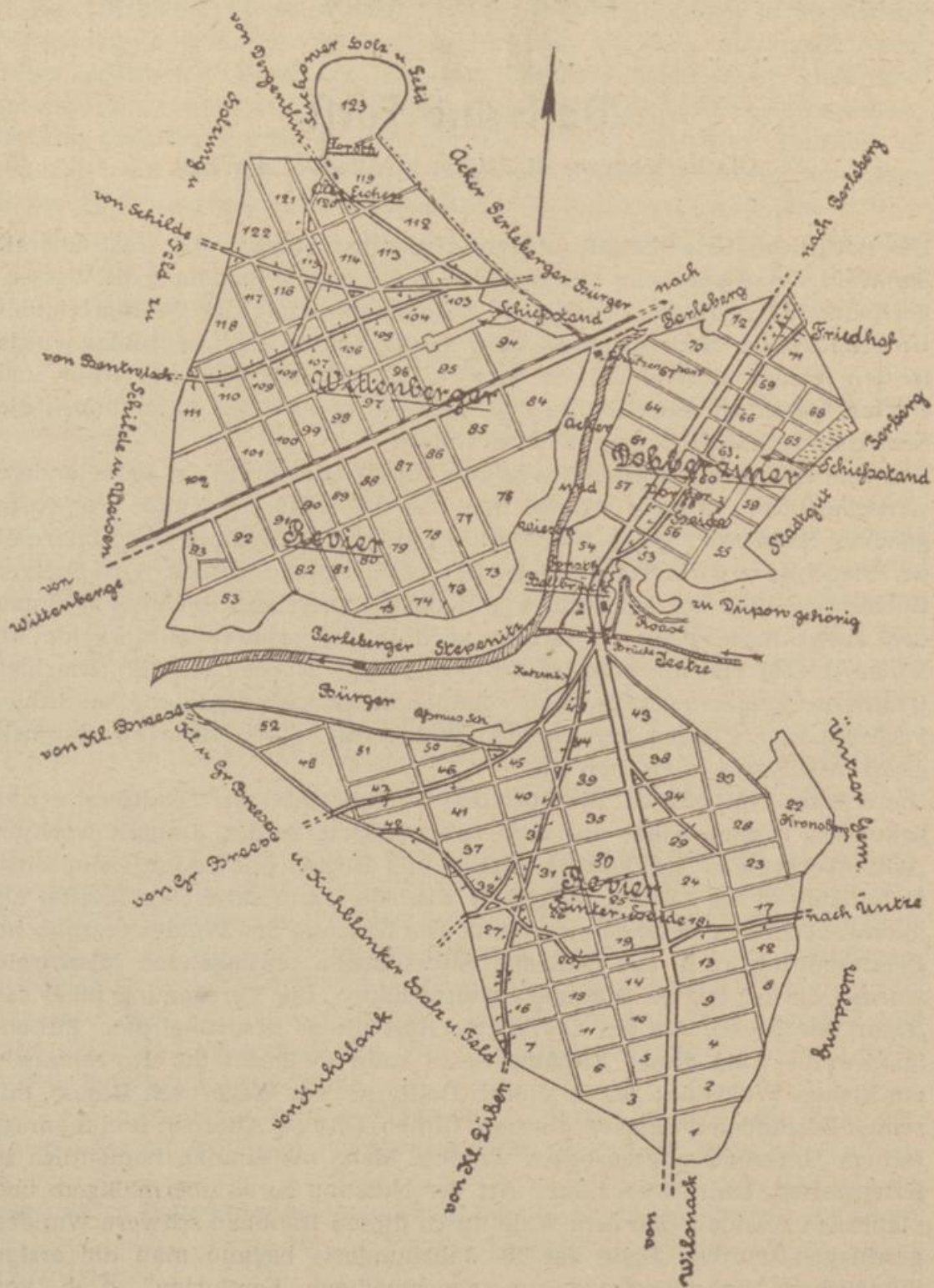
Wald und Forst

Die Perleberger Stadtforst im Wandel der Zeit

Die natürliche Urlandschaft unserer deutschen Heimat war fast überall der Wald, ein artenreicher Mischwald. Das Klima, die Bodenart, die Wasser- verhältnisse bestimmten jeweils die Zusammensetzung der Baumarten, des Unterholzes, der Bodenpflanzen. Drei Viertel seines Baumbestandes wurde in den letzten tausend Jahren gerodet, Wiesen und Weiden, Äcker und Gärten traten an seine Stelle; und auch wo er erhalten blieb, haben die Menschen sein Gesicht gründlich verändert.

Auf dem sandigen Talboden des breiten Elbe-Urstromtals, der keine andere wirtschaftliche Nutzung zuläßt, liegt die bis 1945 der Stadt Perleberg gehörige Stadtforst. Sie ist fast 25 qkm groß und wird durch den Unterlauf der Stepenitz in zwei Teile zerlegt. Der nordwestliche ist das Wittenberger Revier (73—123), der südöstliche Teil das Dobberziner Revier, das durch den Jeetze-Bach wieder unterteilt wird in die größere Hinterheide im Süden (1—52) und die kleinere Vorderheide im Norden (53—72). Die hier und in der Folge eingeklammerten Zahlen bezeichnen die in der forstlichen Fachsprache als Jagen bezeichneten Waldstücke, deren Lage aus der beigegebenen Karte zu ersehen ist.

Die ältesten Nachrichten, die über den Baumbestand der Stadtforst etwas bekunden, reichen leider nur zwei Jahrhunderte zurück. Danach wuchsen „wittenbergerseits“ größtenteils Eichen und Birken und „dobberzinerseits“ mehr Kiefern als Eichen; außerdem wird die Hainbuche (Weißbuche) als überall verbreitet besonders erwähnt. Die Nutzung des Waldes geschah im Plenterbetrieb, d. h. aus dem alle Altersklassen umfassenden Mischwald wurden die benötigten Stämme herausgehauen, die Verjüngung blieb der Natur überlassen. Als ein allerletzter Rest dieses ursprünglichen Eichenmischwaldes und dieser Nutzungsweise kann vielleicht der Katzenbusch, ein kleines Waldstück 200 m südlich Bollbrück am Wege nach Breese, mit seinen Beständen an Eichen, Buchen, Ulmen, Birken, Ahornen und mannigfachem Unterholz angesprochen werden. Mehr als einmal, namentlich in Kriegszeiten, kam es bei dieser Art der Nutzung zu so übermäßigem und planlosem Aushieb, daß dem Wald durch diesen Raubbau schwere Wunden geschlagen wurden. Ende des 18. Jahrhunderts begann man die ersten künstlichen Nachpflanzungen in „gleichmäßigen Forstorten“, d. h. von Beständen derselben Baumart, wobei die geschlagenen Laubbäume teilweise schon durch die schnellwüchsige Kiefer ersetzt wurden. Diese frühe Waldpflege ist noch an zwei Stellen der Stadtforst, die absichtlich plenterartig



Stadtforst Perleberg, Zustand 1900

bewirtschaftet blieben, im wesentlichen erhalten. Es sind die parkartig wirkenden Laubholzbestände nördlich des ehemaligen Forsthauses Alte Eichen (119, 123) und nördlich des ehemaligen Forsthauses Bollbrück am Unterlauf des Rose-Baches (53). Die Forst wurde erstmalig 1788 vermessen und zur besseren Bewirtschaftung in Schläge eingeteilt. Doch änderte sich vorläufig wenig, bis 1846 bei einer erneuten Vermessung die Forst in 75 Jagen von 20 bis 50 ha Größe aufgeteilt wurde, die durch Gestelle, d. h. gradlinige, sich rechtwinkelig kreuzende Wege von 4 bis 8 m Breite begrenzt waren. Die alte Plenterwirtschaft wurde nun von einer Hochwaldwirtschaft mit Kahlschlag abgelöst. Schrittweise wurden in den abgeholzten Jagen gleichmäßig junge Kiefern angebaut. Es begann „die Erziehung der Kiefer“. Statt des ursprünglichen Mischwaldes stockten fortan auf jedem Jagen Reinbestände gleichartiger und gleichaltriger Bäume, die dann die Altersstufen von der Schonung über das Stangenholz zum hiebreifen Baumholz durchliefen, um nach 80 bis 100 Jahren dem völligen Kahlschlag zu verfallen. Im Jahre 1880 wurde die Mehrzahl der Jagen nochmals durch neue Gestelle zerlegt, so daß nun 123 kleinere Jagen, 15—22 ha groß, entstanden. Außer den alten Landwegen zwischen den umliegenden Ortschaften, die mit ihren sanften Windungen und in ihrer behaglichen Breite erhalten blieben, durchquerten nun langweilige schnurgerade Gestellwege den schachbrettartig aufgeteilten Wald. In den eintönigen Jagen standen die Kiefern wie Söldnerscharen in Reih und Glied, bis sie mit einem Schläge umgelegt wurden wie das Getreide auf dem Felde. Der bunte Wald wurde zur entseelten Forst, zum Holzzuchtbetrieb, zum Stangenacker. Eine kleine Übersicht der Bestände in ha zeigt den Wandel der Baumarten für einen Zeitraum von 33 Jahren:

	1847	1865	1880
Eichen	22	13	4
Birken	22	29	12
Erlen	19	13	7
Kiefern	1882	2141	2336
Waldblößen	337	58	19

In vielen Jagen bietet die Stadtforst noch heute das freudlose Bild der Kiefernreinkultur. Nur wo man bei Kahlschlägen einzelne besonders wuchskräftige und gut gewachsene Bäume stehen ließ, milderten diese Überhälter durch ihre stattliche Form und Größe die Einförmigkeit der nachfolgenden Schonungen.

Aber die Natur ließ sich nicht spotten, sie sorgte bald dafür, daß die Bäume dieses künstlichen Waldes nicht in den Himmel wuchsen. Allerlei Mißstände waren die Folgen dieses gewaltsam gestörten natürlichen Gleichgewichts im Leben des Bodens, der Pflanzen und der Tiere des Waldes. Tierische Schädlinge traten in Massen auf, Sturmschäden und Waldbrände nahmen ungewohnte Ausmaße an, die Entstehung von saurem



Kiefern-Reinkultur

Foto: Albert Hoppe

Rohhumus und die folgende Auslaugung des Bodens ließen den ohnehin kargen Boden noch weiter an Nährstoffen verarmen. Alle diese Nöte, Windbruchschaden ausgenommen, hat die Stadtforst erfahren. Schon 1829 richtete Raupenfraß, vermutlich der Forleule, großen Schaden an. Die Nonnenraupe trat 1880 und 1900 auf, dann noch einmal 1933/36 in solchem Umfange, daß 45 ha Wald abgetrieben werden mußten. Weniger umfangreiche Schäden verursachten mehrmals auch die Kiefernspinnerraupe, der Rüssel- und der Borkenkäfer. 1873 vernichtete ein großer Waldbrand 30 ha, 1887 ein anderer sogar 60 ha. Über die Minderung der Bodengüte heißt es 1880 in einem Rückblick auf die letzten 30 Jahre, daß „der Ertrag des Bodens unendlich zurückgegangen sei“. Zu diesen Schädigungen, die im Wesen der Reinbestandswirtschaft begründet waren, kamen in den Jahren 1830/70 noch solche, die sozusagen zusätzlicher menschlicher Unvernunft entsprangen: ein unverantwortlicher Holzeinschlag und das auch früher schon immer wieder beklagte Streurechen. Bei letzterem handelt es sich darum, daß der Nadelabfall samt der Gras- und Krautschicht zur Verwendung als Stallstreu rücksichtslos ausgeharkt und dadurch auf dem bloßgelegten Boden eine Neubildung von Humus zum Ersatz der entzogenen Nährstoffe ver-



Foto: Albert Hoppe

Kieferndickung

Birken und Jungbuchen als Branschutzstreifen

hindert wurde. Neben einem Raubbau an Bau- und Brennholz spielte das für die Uferbefestigungen an Elbe und Stepenitz geschlagene Reisigholz, hier „Wasen“ genannt, zeitweise eine verheerende Rolle.

Allmählich begriff man, daß auf weite Sicht gesehen die Kiefernreinkultur eine Fehlplanung war. Sie brachte schnell und für den Augenblick Holz und Geld, aber sie brachte sich selber um. In unserem Klima ist nur ein naturgemäßer Mischwald auf die Dauer lebensfähig und ertragreich. Der Ruf: Zurück zur Natur! bedeutet nun aber nicht, einfach zum Urwald zurückzukehren, sondern einen Wirtschaftswald schaffen, der die unabänderlichen Naturgesetze achtet. Wie ein Lehrer seine Schüler, so muß der Forstmann seine Bäume nach ihren natürlichen Anlagen zur Gemeinschaftsleistung erziehen. Die Anfänge damit wurden im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gemacht. Seitdem haben Laub- und Nadelhölzer, einheimische und ausländische, den Baumbestand bereichert. Die Eichen waren nie ganz verschwunden und erst recht nicht die sich leicht aussamenden unverwüstlichen Birken. Letztere wurden nun gern als Brandschutzstreifen längs der Gestelle angepflanzt. Von sonstigen bodenständigen Laubbäumen zogen als alte Heimatberechtigte wieder ein Buche, Hainbuche, Bergahorn, Winter-

linde, Esche, Espe, Schwarzpappel, Schwarzerle und Eberesche. Als Neulinge, die von Natur nicht in unserem Gebiet beheimatet sind, wurden von deutschen Waldbäumen aufgenommen die Grauerle, Fichte und Lärche. Vereinzelt schon um 1800 angepflanzt und heute auf frischen Waldböden in allen Altersklassen verbreitet ist die Fichte (Rottanne). Daß auch sie, unser vertrauter Weihnachtsbaum, bei uns nicht bodenständig ist, wird manchen Leser überraschen. Aber es ist so, daß alle Fichten in unserer Forst künstlich angepflanzt sind oder sich höchstens an besonders günstigen Stellen durch Aussamung weiter verbreitet haben. Und es gibt Menschen, Forstmänner und Naturfreunde, die sie als den Baum der Gebirgswälder in den Wäldern des Tieflands als Fremdling empfinden. Aber aus noch ferneren Zonen sind neue Baumarten bei uns eingeführt worden. Mit Ausnahme der südeuropäischen echten Kastanie und der japanischen Lärche stammen sie alle aus Nordamerika: die Robinie, Roteiche, Kanadische Pappel und von Nadelbäumen die Douglasie, Sitkafichte, Bankskiefer und Weymouthskiefer. Die Auswahl dieser Ausländer diente vielfach Versuchsanzüchtungen, manchmal war sie auch eine forstliche Modesache. Diese im Zuge der natürlichen Walderneuerung eingebürgerten Baumarten wurden entweder an geeigneten Standorten als kleine Reinbestände angepflanzt oder, wie namentlich die Buche, als Unterbau in jüngere Kiefernbestände eingebracht, um dem entkräfteten Boden Humus zuzuführen und die Bodengare wieder in Gang zu bringen. Das neue Ziel der forstlichen Nutzung war dann nicht der rücksichtslose Kahlschlag, sondern eine Einzelstammwirtschaft nach dem planmäßig auswählenden Grundsatz, daß das Kranke und Schwache fallen muß, um dem Gesunden und Wuchskräftigen Platz zu machen.

Zahlreiche Jagen unserer Forst sind nach und nach dieser Wiedergesundung zugeführt worden. Sie zeigen wieder schönere natürliche Waldbilder und erfreuen besonders im Frühling und Herbst durch das wechselvolle Farbenspiel ihres Laubes.

Auch auf eine Vergrößerung der Waldfläche war die Forstverwaltung bedacht. Aus den früher für die Jahre 1847 bis 1880 gemachten Angaben ist ersichtlich, daß in diesem Zeitraum die Waldblößen von 337 auf 19 ha eingeschränkt worden waren. Es handelte sich dabei um kleinere heideartige Flächen, hauptsächlich aber um einstiges Ackerland, das bei der Separation, der großen Flurbereinigung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, an die Stadtforst gekommen war. Diese aufgeforsteten Äcker sind der Teil der Vorderheide, der an die Totenfelder grenzt, zu denen sie vordem gehörten. Eine andere Möglichkeit, die Waldfläche zu vergrößern, boten die zahlreichen im Walde versteckt liegenden Moore, die entweder in ehemaligen Flußläufen oder in abgeschlossenen Senken entstanden waren. In ersteren entwickelten sich die nährstoffreichen Flachmoore, in letzteren die nährstoffarmen sogenannten Hochmoore. Ihre Zahl war einst viel größer als heute. Allein in den 60 Jahren von 1788 bis 1847 waren nach alten Berichten

die als Riede, Fenne, Luche, Brücher, Pfuhe, Lachen, Schlenken bezeichneten Moore von 168 auf 90 Morgen, also fast auf die Hälfte zurückgegangen. Sie waren „von Natur entwässert“, das heißt durch eindringenden Pflanzenwuchs erst verlandet und dann verwaldet. Auf den Flachmooren



Foto: Albert Hoppe

Lichter Kiefernwald mit Laubholz-Unterbau

stockte Erlenwald oder „Elsbusch“, wie man damals sagte, auf den Hochmooren Kiefern-Moorbirkenwald. Wo diese Moore noch nicht ihr natürliches Ende gefunden hatten, ging der Mensch nun auch ihnen zu Leibe, übrigens mit Mühen und Kosten, die den Aufwand kaum lohnten. Dies geschah erstmalig 1880 auf Wittenberger Seite, z. B. im Krummen Ried (80) und im Buchhorst (78, 87), auf Dobberziner Seite im Krohnsloch südlich

des Krohnsberges (22/23, 28/29). In den Jahren 1936/39 wurden diese Arbeiten in der Nachbarschaft der genannten Luche noch einmal wieder aufgenommen: in der Verlängerung des Krummen Rieds (81/82), im Buchhorst (77) und im Neumann-Luch westlich des Krohnsberges (22, 33). In dem sumpfigen Moorgelände wurden, den Anlagen von Spargelbeeten in vergrößertem Maßstabe vergleichbar, wechselweise Wälle und Gräben gezogen; in den Gräben sammelte sich das Wasser, auf den 5 m breiten Wällen, den sogenannten Rabatten, wurden Bäume angepflanzt. Bei den alten Anlagen wählte man Fichten, untermischt mit Erlen, Eichen, Birken, Buchen. Ein anschauliches Bild bietet heute das Krumme Ried. Die Gräben sind längst ausgetrocknet, die zu stattlicher Größe herangewachsenen Bäume machen den Eindruck eines verwilderten Parkes. In den jüngeren Anlagen pflanzte man dagegen Erlen und Moorbirken, eingesprengt Pappeln, Eschen, Lärchen, versuchsweise auch Fichten und Kiefern. Hier ist das heutige Waldbild ein anderes, überall steht das Wasser noch in den Gräben, und buschwaldähnliche Gehölzstreifen grünen auf den Rabatten. Die auch hier schon als Durchforstung einsetzende Nutzung muß im Winter bei tragender Eisdecke ausgeführt werden.

Auch in ehemalige Flachmoore, die schon vor hundert Jahren durch Entwässerung und Rodung der Bruchwälder in Wiesen umgewandelt worden waren, ist der Forstmann eingedrungen. Der Wiesenboden wurde, wo wertloser Graswuchs die Mahd nicht lohnte, mit dem Pflug umgebrochen und mit Bäumen bepflanzt. Hier wurde also in gewissem Sinne der Urzustand des Waldes künstlich wiederhergestellt. Inmitten der Rieselwiesen entstand vor 20 Jahren an dem Stepenitzknick westlich des Jagens 49 ein Waldstück aus Pappeln, Erlen, Fichten und kümmernden Moorbirken, später im Jeetze-Becken unweit des vorerwähnten Neumann-Luches eine Anpflanzung von Pappeln und Erlen.

Mit Verständnis und Liebe zur Natur war unser Stadtwald gepflegt worden, bis wieder einmal Krieg und Kriegsfolgen ihm schwerste Wunden schlugen, die wir mit Schrecken gewahren. Mögen die Mühen gelohnt werden, diese allmählich zu heilen. Wir brauchen den Wald als Spender des uns unentbehrlichen Holzes; wir brauchen ihn auch um seiner selbst willen, denn er ist mehr als eine Summe nützlicher Bäume, ist ein beseeltes Wesen, das zu uns spricht wie alle Schöpfung der Natur:

Im Walde jeder einzelne Baum
hat seinen Wuchs, hat seinen Traum.
Doch über alle Baumgestalt
hebt, träumt und wieget sich der Wald.
Ist mehr, als tausend Bäume sind,
ist eine neue Sprach' im Wind.

(Herrmann Claudius)



Foto: Dr. Ulrich Schröder

Mischwald im flimmernden Sonnenglast